

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 27 Juni. 1918

## An der Belgischen Küste.

Großartige Pläne, die jetzt wohl nicht mehr ausgeführt werden.

Schzig Kilometer von der Mündung der Schelde bis zur französischen Grenze dehnt sich Belgiens Küste, und wer sie vor dem Kriege besuchte, dachte wohl kaum, daß alles, was hier an prächtigen Bauten, an Strand- und Dünenanlagen geschaffen, daß dieses ganze vielbewegte bunte Leben das Werk weniger Jahrzehnte, eines halben bis dreiviertel Jahrhunderts war. Vor achtzig Jahren war dieser Küstenstrich noch ziemlich öde. Die Wellen des Meeres hatten den feinen Sand zu Dünen angehäuft, die in der Breite zwischen dreihundert Metern und drei Kilometern schwankten, sich an manchen Stellen bis zu dreißig Metern erhoben und ein Schutz für Flanderns grüne Weiden und Dörfer waren. Eine arme, wenig zahlreiche Fischerbevölkerung, deren einfache Hütten gestreut zwischen den Dünen eingebettet lagen, erwarb sich auf einfache Art durch Fischfang ihren Lebensunterhalt. Diente, die später weltberühmte, vergnügungsfähige, kosmopolitische Stadt, war damals eine wertlose Festsung mit halb verfallenen Mauern und Bollwerken und der einzig bedeutendere Fiedel dieser Küste, der von wenigen Fischern und Kaufleuten bewohnt war. Spas Stern war im Steigen, von Ostende sprach noch niemand.

Sieben Jahre später und der Glanz Spas war verblüht, aber die Reine des Plages sammelte in jedem Jahr Tausende und aber Tausende von Fremden an ihrem gastfreundlichen Strand, und kleinere Seebäder zogen einen weiteren ansehnlichen Fremdenstrom an die belgische Küste: Mariaferde, Nordersee, Widdelkerke, Westende, Nombardye, Newport, Goyde, Dost Dinkerke, La Panne, Le Coq, Belduynne, Vlanckenberge, Zeebrugge, Ghent, Duinbergen und Knocke. Eine stätliche Anzahl von Häusern für einen nur sieben deutsche Meilen langen Strand.

Jeder von Dover herüberkommende Dampfer brachte im Sommer Hunderte von Citymen der Riesenstadt London; Bankbuchhalter und Kontoristen reisten in Begleitung ihrer Familien und opferten gern ihre fauer gesparten Guineen für einen „week end trip“ von Sonnabend bis Montag. Aller Augen leuchteten im Vorgefühl eines frohen Tages, und wenn dann der Dampfer dem Kai von Ostende zusteuerte, schien die Wirklichkeit die Erwartungen derjenigen, die die Reise zum ersten Male machten, noch zu übertreffen. Ostende lag vor ihnen entzückend schön; eine Stadt des Lichtes schien es zu sein. Die einige Kilometer lange Strandpromenade folgte mit ihren stätlichen, sechs bis acht Stock hohen Hotels dem gewundenen Lauf der Küste, scherzend und lachend, stierend und spielend tummelten sich hier zwanzig- bis dreißigtausend fröhliche Menschen und zwischen den hell gestrichenen Vadehütten rollten brandend die Bogen über den im Sonnenchein glänzend gelben Sand.

Zu den zahlreichen Hotels an der Düne waren in den Speisekellern alle Tische besetzt; die Damen trugen helle Toiletten, die Herren Gesellschaftsanzug. Hier wohnte die vornehme Welt, während die vorübergehenden anspruchslosen Besucher sich mit einem Zimmer in einem Hotel der Stadt begnügten. Auf den Wänden, die ihre Arme einen halben Kilometer weit in die See hinausstreckten, und auf deren Kopf hübsche kleine Restaurants errichtet waren, wimmelte es von Menschen. Die Düne war von einer eleganten, trohen, stierenden Menge überschwemmt, und im Sande spielten die Scharen schöner Kinder in weißen Strandkleidern; überall herrschte ein babilonisches Sprudeln.

Der Charakter Ostendes zeigte sich besonders in seinen architektonischen Schöpfungen. Kirchen und öffentliche Gebäude, die ein höheres Alter besitzen und ein größeres Interesse erwecken könnten, fehlen gänzlich, und alles übrige war neu und von aufdringlicher Pracht. Das großartige, verschwenderisch ausgestattete Kurhaus beherrschte den Strand und bildete zusammen mit dem Kasino und dem Leopold- und Marie-Herrietten-Park den Mittelpunkt des vornehmen Vergnügungslebens, das allerdings durch das vor etwas über einem Jahrzehnt erlassene Verbot gegen das Glücksspiel einigen Abbruch erlitten hatte. Doch dank seiner außerordentlich günstigen Lage

behauptete Ostende seine Stellung als Europas vornehmstes und größtes Seebad. Es war der Endpunkt des Orientexpresses über Wien nach Konstantinopel, des Nordexpress über Berlin nach Petersburg und des Schweizerrailway-italienischen Expresses über Straßburg, Basel und Mailand nach Brindisi. In fünf Stunden war es von Paris, wie auch von London zu erreichen, und die von Dover kommenden belgischen Postdampfer landeten jährlich über 125 Tausend Reisende in der Stadt.

Die meisten Besucher Ostendes hatten nur ein Auge für das große Treiben, in das sie sich hier gierig stürzten und ahnten gar nicht, was für Riesearbeit und großartige Pläne diese glänzende Oberfläche barg. Es war ihnen unbekannt, daß die Staatsmänner des überdölkerten Belgiens danach strebten, le littoral Belge zu einer der besten Einnahmequellen des Landes zu machen, und die sieben Meilen lange Küste in ein einziges Riesenseebad mit einheitlicher Verwaltung umzuwandeln wollten. Belgiens Küste sollte der vornehmste Badeort der Welt werden, das war der große Traum König Leopolds, einer der vielen Pläne, die er zu verwirklichen gesucht hat, um das kleine Belgien zu einer wirtschaftlichen Großmacht zu erheben, und die sein Tod durchkreuzt hat. Ostendes Glanz war hauptsächlich ein Werk dieses Fürsten, der hier auch meist die Hochsaison in seiner am Strand gelegenen Villa, einem weitläufigen Holzgebäude, das seine stätlichen, im Schweizer Stil gehaltenen gefälligen Fassaden auf einem gewaltigen Zementunterbau erhob, verbrachte.

Dieses große Paradies der Fremden, das König Leopold mit Hilfe des Unternehmungsgewisses seiner Landesleute aus den öden Dünen hervorgezogen hatte, kostete der belgischen Staatskasse, der Besitzerin der kleineren Badeorte, und den Kommunen der Küstenstädte jährlich Willkuren; denn die Arbeit wurde eigentlich nie beendet. Von Ostende beiderseits bis nach Widdelkerke und Vlanckenberge sollte ein Nationalpark angelegt und hierdurch eine Gewähr geschaffen werden, daß der Landschaft ihr eigentümlicher Charakter erhalten bleibe, der sonst Gefahr lief, der ständig im Wachsen begriffenen „Pensionopolis“ der Badeorte zum Opfer zu fallen.

Der Plan rechnet insbesondere mit der Tatsache, daß heutzutage dort, wo ein gewisser Wohlstand auch in den breiten Schichten der Bevölkerung herrscht, sich selbst in den Arbeiterkreisen das Verlangen nach einem Landaufenthalte von Jahr zu Jahr immer mehr geltend macht, und daß dank den verbesserten Verkehrsverhältnissen diejenigen Familienmitglieder, die der Beruf in der Großstadt festhält, ihre in der Sommerfrische weilenden Angehörigen an den Sonntagen besuchen können. Zementsprechend hatte sich in Ostende die Saison, die ursprünglich nur in den August fiel, bedeutend erweitert. Zahlreiche Vadeplätze kamen bereits im Juli oder erst im September. Auch schon zu Ostern und zu Pfingsten wurde Ostende von vielen besucht, und selbst zur Weihnachtszeit machten manche einen kleinen Absteher ans Meer.

Solche treuen Vadeplätze verlangten natürlich mehr Bequemlichkeiten als die vorübergehenden Besucher und wünschsten außerdem eine weniger stätliche Umgebung. Die minder Bemittelten, die die Küste aufsuchten, um sich von den Anstrengungen des täglichen Lebens zu erholen, gingen meist in ein kleineres Bad, in ein Fischer- oder Bauerndorf; aber auch sie wollten wenigstens als Zuschauer das Vergnügungsleben lernen. Und das internationale Publikum, das nach Ostende kam und hier viel Geld liebte, liebte es manchmal in der Natur zu schwärmen.

Das Problem „in a nutshell“ war also, längs der ganzen stätlichen Badeorte von verschiedener Größe, von verschiedenem Charakter und mit verschiedenen Preisen zu schaffen, die, mit einander durch eine schnelle und bequeme elektrische Bahn verbunden, die littoral Belge zu einer einzigen entzückenden Gartenstadt mit abwechslungsreichen Bildern machten.

In Zusammenhang mit dieser Hauptfrage sollte ein Schutzwall gegen die Brandung des Meeres gebaut werden, da bei westlichen Stürmen das Land durch den Sturmfluten preisgegeben war, die fürchterliche Verheerung anrichteten und schon einmal Widdelkerke beinahe gänzlich zerstört hatten. Ostendes stolzer Strandwall, auf dem die hundert Meter breite Strandpromenade entlang läuft, reicht bereits bis

Westende. Im Nordosten wurde die Düne Zeebrugge mit der von Heyst vereinigt und bis Duinbergen verlängert. Zahlreiche Wellenbrecher schwächten die Macht der Brandung und gaben so dem Wall Schutz.

Die alte Strandstraße, der Dünenweg, der die verschiedenen Küstenplätze vierhundert Jahre lang mit einander verbunden hatte, und sich drei bis vier Meter breit im Flugland entlang schlängelte, mußte der großen Straße, der Route Royale, einem vierzig Meter breit angelegten Boulevard, weichen. Die große „Nationale Gesellschaft zum Bau von Landstraßenbahnen“, deren Hauptteilhaber die Stadtverwaltungen waren, hatte die privaten Straßenbahnlinien angekauft, und in Ostende wurde eine große elektrische Straßenbahn errichtet, die die Straßenbahnen und sämtliche Badeorte an der Route Royale mit Kraft und Licht versah. Da sich auch das französische Landstraßennetz zwischen Paris und Dünkirchen in ausgezeichnetem Zustande befand, so wurde die Route Royale ein Paradies für den Automobilist.

Auch gemeinsame hygienische Einrichtungen wurden für die Badeorte der französischen Küste geplant, und vom Zinnern des Landes nach Ostende eine Wasserleitung gelegt, die sich hier nach den übrigen Küstenorten weiter verzweigte.

Es war sogar geplant, sämtliche Verwaltungen des ganzen Küstengebietes mit einander zu vereinigen; denn die bestehende kommunale Einteilung, die den Verhältnissen vergangener Zeiten angepaßt war, entsprach keineswegs der durch die modernen Verkehrsmittel gänzlich umgestalteten Lebensweise. Heutzutage ermöglichen beispielsweise die Bahnen, daß ein großer Teil der industriellen Bevölkerung in dem einen Orte wohnt und in dem anderen Orte beschäftigt ist. Die Notwendigkeit, große administrative Einheiten zu schaffen, drängt sich immer mehr auf, und die Vorteile, die dadurch entstehen würden, werden immer mehr anerkannt. Es war daher ernsthaft in Frage gestellt worden, die Verhältnisse der belgischen Küste zu einem arrendisment maritime zu vereinigen, dessen weitgehende Selbstverwaltung alle Mittel aufzubieten hätte, sämtliche Hilfsquellen auszunutzen. Die Hauptstadt dieses großen Verbandes sollte natürlich Ostende werden, dessen Verwaltung die Aufgabe hätte, luxuriöse Feste zu veranstalten, um den Ruf des Seebades über die ganze Erde zu tragen und aus aller Herren Ländern reiches Publikum anzuziehen. Anspruchlosere Gäste würden ihr Vergnügen in den kleineren Orten längs der Küste finden. Westende strebte danach, als Rinderbad zu glänzen; LeCoq legte prächtige Golfplätze an, und ähnlich hatte jedes übrige Bad den Ehrgeiz, einen besonderen Anziehungspunkt für die Fremden zu schaffen.

Aber nicht nur wegen des Fremdenverkehrs sind diese teuren öffentlichen Arbeiten an der Küste ausgeführt worden, Arbeiten, die weit über 100 Millionen Franken verschlungen haben. Man hoffte auch, daß sie dazu beitragen würden, eine neue Blütezeit der belgischen Fischerei herbeizuführen, die im Mittelalter so ertragreich gewesen ist, daß viele schöne Kirchen der Fischerdörfer mit den Bechten vom Heringsfang erbaut werden konnten. Durch den großen Fremdenstrom und die schnelleren Verkehrsmitel hatten sich für den Fischfang die Abnahmefähigkeiten in den letzten Jahren ungewöhnlich verbessert, und die Anlage von verschiedenen neuen Säsen hatte die Bemühungen der Fischerbevölkerung, der vermehrten Nachfrage zu genügen, bedeutend erleichtert. Ueber zwölf Millionen Kilogramm Fische wurden jährlich mit der Eisenbahn nach dem In- und Auslande befördert, und die Einnahmen aus dem Fischfang wurden allein für Ostende auf nahe an fünf Millionen Franken geschätzt. Man fing Lachs, Sardinen, Seezungen, Schellfische, Steinbutt und namentlich auch Krabben, von denen allein das kleine Fischerdorf Panne jährlich für 200,000 Franken nach Paris schickte. Der Fischfang wurde meist mit dem Schleppnetz betrieben; im Küstendorf Goyde konnte man auch den Fang zu Pferde beobachten. Die Fischer ritten der Brandung entgegen, bis das Wasser den Pferden bis an den Widerrist reichte; dann zogen sie ihr Schleppnetz ein, in dessen Netzen Wasser sich die Krabben verfangen hatten.

Diese Fischerbevölkerung lebte von der Außenwelt abgeschlossen für sich, und kam wenig in Berührung mit

## Weiteres aus der Geschichte.

Von Dr. Adolf Kohms.

Nicht nur die große und gewaltige Geschichte mit ihren Haupt- und Staatsaktionen, ihren mehr oder weniger erschütternden, tief einschneidenden oder gar bahnbrechenden Ereignissen, ist für die Völker, wie für die einzelnen zuweilen von hoher Wichtigkeit und Bedeutung, sondern auch der sogenannte Treppentanz der Weltgeschichte hat seinen Reiz. Aus der Fülle kleiner Geschicknisse, in deren Mittelpunkt bekannte Persönlichkeiten stehen, wollen wir einige heitere Momente herausgreifen, die an und für sich von Interesse sein dürften.

Ein fränkischer Herr hatte eine Sendung an den griechischen Kaiser Nicephorus I. seitens Karls des Großen. Nach seiner Rückkehr erzählte er seinem Monarchen, daß sich der griechische Kaiser über den langwierigen Krieg, den Karl mit den Sassen geführt (der Krieg dauerte bekanntlich von 771—804, also 33 Jahre) sehr gewundert und zu ihm gesagt habe: „Warum bemüht sich denn Karl eine so lange Zeit gegen ein so kleines und stierliches Land? Ich, der ich doch der Herr der Welt bin, und jeden, den ich will, groß machen kann, schenke Euch hiermit ein solches ganzes Herzogtum.“

Karl der Große lächelte und erwiderte dem Gesandten: „Es wäre schon klüger gewesen, wenn er Euch ein Paar Hosen geschenkt hätte.“

Karl I., König von England, den wie man weiß, Cromwell auf Lob und Leben beschwerte, gab anlässlich seines Aufenthaltes in Schottland im Jahre 1633 bei einer Subskription zur Errichtung eines Bibliothekgebäudes in Glasgow 200 Pf. Sterling, d. h. er unterzeichnete diese Summe. Doch waren seine Taschen so leer, daß er sie nicht bezahlen konnte, ja er mußte sich sogar auf seiner Reise Geld pumpen.

Nachdem Cromwell als Sieger nach Glasgow gekommen war, schickte er die erwähnten 200 Pfund an die Universität, und man setzte unter die Subskription des Königs die Worte: „Solvit Dominus Protector (der Herr Protector hat für ihn bezahlt).“ Diese günstige Gelegenheit benutzte eine Magistratsperson von Edinburg und sprach Cromwell um die Summe an, die der unglückliche, notleidende König von der Stadt Edinburg geborgt hatte. Der Lord-Protektor, der den Bittsteller nicht loswerden konnte, sagte zu diesem ärgerlich: „Lasse mich zufrieden, ich bin ja nicht Karl Stuarts Erbe.“ — Das ist richtig — verachte jener — beerben könnt Ihr ihn nicht, doch habt Ihr Euch seiner Rechte bemächtigt. Es ist also auch Eure Pflicht und Schuldigkeit, seine Pflichten zu übernehmen. — O, lachte Cromwell — für Euch zahle ich keinen Deut. Ich zahle nur für Gelehrte, für Laien Euresgleichen komme ich nicht auf.

Nach jeder Schlacht, die unter der Regierung der Königin Anna von Oesterreich Frankreich mit England führte, veranstaltete der französische Hof zu Paris Feuerwerke und Festlichkeiten, selbst dann, wenn die französischen Waffen eine Niederlage erlitten hatten. Ein Morchall von Frankreich sagte spöttisch: „Unsere Soldaten sind wie die Feuersteine, je mehr man sie schlägt, desto mehr Feuer geben sie.“

den internationalen Kurzfäden, die ihrem Vergnügen nachjagten. In den Augen der einheimischen Bevölkerung war das ausgelassene Leben der Fremden Sünde und eifler Land; denn der belgische Fischer ist religiös und der Gewalt der Priester ergeben. Er trägt stets sein Amulett, ein geweihtes Seilgenbild, bei sich; der slawische Genever darf jedoch im Boot auch niemals fehlen. Nach schweren Stürmen zogen diese Fischer in ihren roten Wulsen und weißen Beinleidern, die in Wasserstiefeln tragen — nur die Ostender Fischer tragen die gewöhnliche einfache Fischertracht — in Scharen nach einem Dorfe bei Newport, in dessen Kirche sich ein Bild der Jungfrau Maria befand, welche die Fischer in ihrer Not anrufen, und dankten ihr für den gewährten Beistand während des letzten Sturmes.

Die belgischen Fischer sind im allgemeinen nicht die Besten ihrer Boote. Sie mieten dieselben von einem „proprietaire“, der natürlich trefflich seinen Vorteil wahrzunehmen versteht, da er es mit einfachen Leuten zu tun hat, die von der Hand in den Mund leben.

König Heinrich IV. von Frankreich ließ bei seiner Durchreise durch eine kleine französische Stadt einen Franziskaner, den man ihm als einen guten Kanzelredner gerühmt hatte, zu sich beschicken, damit er ihm eine gute Predigt halten möchte. Der Franziskaner war ein sehr gesunder und wohlbeleibter Mann. Darüber wunderte sich der Monarch und fragte ihn, woher es eigentlich käme, daß er bei einer so strengen Lebensart, wie es ihm der Orden vorschreibe, doch so wohlgenährt aussehe, während doch seine, des Königs, Hofleute durchschnittlich mager und so spindeldürr seien, daß er oft befürchte, der Wind werde einen derselben umstoßen. — „Sire“, antwortete der Franziskaner, „das kommt davon, weil Ew. Majestät Diener das Benedictine nicht herzusagen wissen.“ — „Nun wohl, so sagt Euer Benedictine her, damit meine Leute es Euch ablernen können und ebenso fortpflanzen werden wie Ihr.“ — „Sehen Sie, Sire, wie ich es mache.“ — Der Franziskaner legte nun die Hände auf das Herz: „Ohne Leidenschaft“, dann auf die Achsel: „Ohne Projekte.“ — Der König fand in diesen Worten, reine Wahrheit und entließ den Franziskaner sehr gnädig mit der Bemerkung, daß seine Höflinge diese Lektion lernen und täglich aufpassen sollten.

Im Januar 1474 richteten die Aerzte und Wundärzte von Paris an den König Ludwig XI. von Frankreich eine Bittschrift, worin sie ihm vorstellten, daß, da viele Personen von Stand an „fretlichen“ Steinschmerzen litten, es sehr nötig und nützlich sei, die Stelle, wo sich dieses Uebel zeige, aufs genaueste zu untersuchen. Da man ferner sich nicht zuverlässiger belehren könnte, als wenn man diese Operation an einem lebendigen Menschen vornähme, so baten sie ihn deshalb um die Auslieferung eines bereits zum Tode verurteilten Delinquenten, der von besagtem Uebel sehr geplagt sei.

Der König bewilligte das Gesuch und die Operation; der erste Steinchnitt wurde öffentlich am dem Kirchhof der Kirche des heiligen Sebastian zu Paris vorgenommen. Nach geschehener Operation wurde die Wunde des Patienten wieder zugenäht, der Delinquent verbunden und auf Befehl des Königs so gut gepflegt, daß er schon in vierzehn Tagen geheilt war. Er wurde überdies ergrabt und noch reichlich beschenkt. So wurde denn durch eine seltsame Fügung ein zum Galgen verurteilter armer Verbrecher nicht allein vom Tode gerettet, sondern auch durch den Steinchnitt von seinen Schmerzen befreit.

Am Hofe des Königs Ludwig XII. von Frankreich gehörte es bei den Damen und Kavalieren zum guten Ton, Papageien zu halten. Einst kam eine der Damen auf den Einfall, sämtliche Papageien zusammenzubringen. Der Vorschlag fand Beifall, und es wurde zu einer Generalversammlung ein bestimmter Tag festgesetzt. In der Zwischenzeit lebte einer der Hofkavalieren seinen Papageien: „Ei, wie viel Papageien sind hier?“ in der Absicht, ihn als letzten Erben zu lassen. Durch ein Mißverständnis aber kam er zuerst, als weiter noch niemand im Saale war, als schon gepuzte Herren und Damen. Man kann sich die Verblüffung der Anwesenden denken, als der Papagei seine eingelernte Lektion her sagte: „Ei, wie viele Papageien sind hier!“

König Ludwig XIV. von Frankreich sagte einst zu einem Vertreter der Aristokratie, den er für einen Gefandtschaftsposten bestimmte hatte: „Ich habe Sie anstelle des Grafen Z. zum Gefandten an dem und dem Hof ausserwählt. Vesehigen Sie sich eines solchen Betragens, das ganz dem Ihres Vorgängers entgegen ist.“ — „Sire“, antwortete der neue Gefandte, „ich werde versuchen, mich so aufzuführen, daß Ew. Majestät nicht genötigt sein werden, meinem Nachfolger eine ähnliche Instruktion zu erteilen.“

Der berühmte englische Staatsmann Lord Bolingbroke wollte einst inkognito reisen. Er befahl daher seinem Mohren, dem einzigen Bedienten, den er bei sich hatte, ihn überall, wo er hinkäme, für einen Franzosen auszugeben. Der Mohr, der das Schießpulver nicht erfunden hatte, versicherte man überall, um die Sache recht schlau zu machen: „Mein Herr und ich, wir sind beide Franzosen.“

Ein gewisser Velasco hatte dem König von Spanien Philip V., dem ersten Bourbonen auf dem spanischen Thron, eine Bittschrift überreicht. Er erhielt von diesem gar keine Antwort. Darauf reichte er eine zweite bei dem ersten Minister des Königs, Kardinal von Portococero, ein, der ihn nicht einmal anhörte. Nun wandte er sich an den Präsidenten des Gerichts, der

ihm sagte, er könne nichts für ihn tun, und endlich an den französischen Gesandten in Madrid, der ihm erklärte, er wolle sich nicht in die Sachen Spaniens mischen. — „Eine vorreffliche Regierung“, rief Velasco wütend aus — „ein König, der nicht redet, ein Minister, der nicht hört, ein Präsident, der nicht kann, und ein Gesandter, der nicht will.“

Ein Französin speiste eines Tages mit dem Kaiser Napoleon I. nach seinem ersten Feldzug in Italien. Sie stimmte halb einen epischen, halb einen lyrischen Ton an und überhäufte den siegreichen Feldherrn mit übertriebenen Lobeserhebungen. — „Was ist man in der Welt“, rief sie endlich begeistert aus — „was kann man sein, wenn man nicht Bonaparte ist?“ — „Eine gute Hausfrau, Madame“ — antwortete er.

Die Marquise von Fleury fragte einst den König von Frankreich, Ludwig XV., als er vom König von Dänemark sich mit ihr unterhielt, ob dieser Monarch sehr reich wäre. — „Nein“, entgegnete der König, „er hat aber einen trefflichen Minister, der die Staatsangelegenheiten aufs beste besorgt.“ — „O, Sire“, sagte sie zu ihm, „den sollten Sie ihm abspenstig machen.“

Die Königin Elisabeth von England sah einen ihrer Lieblinge im Garten spazieren gehen. Sie rief ihm nach: „Woran denkt ein Mann, wenn er an nichts denkt?“ — „An die Versprechungen einer Frau“, antwortete er. — „Gut“, sagte die Königin verlezt. — „Ich will mit dir nicht streiten, aber vergiß dein Wort nicht.“ Nach einiger Zeit kam er zu sie um die Ernennung zum Peer von England und erinnerte sie daran, daß sie ihm dies versprochen habe. — „Ah, ah“, meinte sie, „das waren die Versprechungen einer Frau“ — und er erhielt diese Auszeichnung in der Tat nicht.

Während der Streitigkeiten des Königs Heinrich VIII. von England mit König Franz I. von Frankreich beschloß der letztere, einen Gesandten mit Depeschen an seinen Gegner nach Paris zu senden. Diese waren in sehr drohenden Ausdrücken abgefaßt. Er erwählte zu seinem Gesandten den Bischof Bonner. „Sire“, sagte dieser, „wenn ich diese Depeschen abgebe, so kann es mir den Kopf kosten.“ — „Läßt euch Franz den Kopf abschlagen“, erwiderte König Heinrich VIII. wütend, „so lasse ich alle Franzosen in meinem Reiche köpfen.“ — „Recht schön“, versetzte Bonner, „ich fürchte nur, daß keiner von all den abgeschlagenen Köpfen auf meinen Kumpf passen würde.“

Wie reizend chinesische Gesandte in früheren Jahrhunderten zu schmeicheln wußten, das beweist die nachstehende kleine wahrheitsgetreue Geschichte. Als im Jahre 1733 der Gesandte Chinas anlässlich einer Audienz in Petersburg von der Kaiserin Anna von Rußland gefragt wurde, wen er für die schönste Dame in der Gesellschaft halte, antwortete der schlaue Diplomat, sich tief verneigend, daß es sehr schwer sein würde, in einer fernentelien Nacht zu sagen, welches der schönste Stern sei.

## Das Selbstirren.

Lebte da im Westerwald mein Freund Kullik, ein alter Junggeselle. Bei einem Besuch klagte er über die Feindschaft seiner Wohnung und das kalte Klima. Ich rief ihm, fleißig Grog zu trinken, aber er meinte, das ginge nicht, seine Haushälterin würde das nicht leiden. Woher das heiße Wasser nehmen? — „Sage, du wollest dich rasieren, dann bekommst du welches.“

Erreut dankte Kullik für meinen Rat. Nach einigen Wochen sprach ich wieder bei ihm vor.

Blode lächeln und lallend stierte er vor sich hin und erkannte mich nicht.

„Um's Himmelswillen“, rief ich, was geht ihm an?“

„Ah, ah“, schluckte die Haushälterin. „Waid nachdem Sie damals fort waren, ting der gute Herr an, sich selbst zu rasieren. Erst einmal täglich, dann vormittags und nachmittags, dann viermal jeden Tag, später sogar acht Mal, und wenn ich ihm jetzt nicht zwanzig Male heißes Wasser bringe, dann kriegt er einen Lohndruckschall.“

Ich habe niemals mehr jemand zum Selbstirren überredet.

— Sächsisch. Kellner: „Was wird gefällig sein?“

Gast: „Mei Gutesier, bringen Sie mir's Umgekehrte von Sie!“ (Der Kellner studiert eine Weile, um dieses Rätsel zu lösen.)

Gast: „Nu, verließ'n Sie mich denn nicht? Ich will das Umgekehrte „von Sie“ — ä Si-son!“